

LEIPZIGS NEUE SEITEN

Polit-Sprech ...

Die Wahl ist vorbei, die Qual bleibt. Nein, an dieser Stelle keine oberflächliche Polit-Reimerei. Eher eine Polit-Erinnerung an Gesagtes und Geschriebenes: in Tausenden Reden und Er widerungen auf Bildschirm, Straße und im Netz wurde in den letzten Monaten querbeet behauptet: Wir (Politiker und Kandidaten) müssen die Menschen künftig besser »abholen« und »mitnehmen«. Wie bitte? Wenn man vor Jahrzehnten beim Frühstück flüsterte: *Du, die haben unseren Nachbarn abgeholt und mitgenommen!* Da kam kaum Freude auf. Und heute soll ich mich freuen, wenn Politiker mich »abholen« wollen?

Ich finde, dagegen muss man »klare Kante« zeigen, wegen »der Gerechtigkeit«, damit die »Schnittmengen« wieder stimmen. Um Himmelswillen! Jetzt bin ich auch schon infiziert von diesem Polit-Sprech. Streichen Sie darum bitte die letzten drei »Polit-Floskeln«. Die Politiker und deren Redenschreiber werden es garantiert nicht tun.

Vermutet Euer

Lipsius



***Du wirst nicht danach beurteilt,
was du sagst,
sondern was du tust***

Rosa Luxemburg (1871 - 1919)

Herausgeber: Projekt Linke Zeitung e.V.,
Braustraße 15, 04107 Leipzig,
Tel.: 0341 / 21 32 345
E-Mail: redaktion@leipzigs-neue.de
Internet: www.leipzigs-neue.de
Bankverbindung: Sparkasse Leipzig
IBAN: DE60 8605 5592 1150 1148 40
BIC: WELADE8XXX

Sprechzeiten: nach Vereinbarung (Tel. / mail)

Redaktion: Ralf Fiebelkorn, Dr. Volker Külow (V.i.S.d.P.),
Daniel Merbitz

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 29. September 2017

September / Oktober 2017

Mut zur Wahrheit In memoriam Volker Caysa

Die demokratische Linke hat mit dem unerwartet frühen Tod des Leipziger Philosophen Volker Caysa, Autor des Werkes »Empraktische Vernunft«, einen kühnen und innovativen Denker verloren. Seine im Juli bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen erschienene Studie »Rosa Luxemburg – die Philosophin« ist nun zum Vermächtnis eines Unvollendeten geworden. Wie die Titelheldin, bezweckte auch Caysas strategisches philosophisches Denken, der praktisch-politischen Bewegung der entschiedenen Linken voran zu helfen. Weder immer noch von allen wurde solcherart Parteinahme des Vor- und Querdenkers in der Linken auch demgemäß verstanden. Neues Denken ist naturgemäß anderes Denken, eine Zumutung für Gewohntes. Es braucht, selbst bei beschworener demokratischer Meinungsfreiheit in den eigenen Reihen, Mut, es öffentlich zu äußern und sich mainstreamigem Widerstand zu stellen. So wurde die radikale Geste Volker Caysas als Parrhesiast, als Wahrsprecher für das, was ist, und als Mahnender an dem, was sich in linkem Denken und Handeln im Interesse höherer politischer Wirksamkeit ändern müsse, mitunter als akademisch-verkopfte Reflexion und, wenn es schlimm kam, gar als entfremdete bildungsbürgerliche Attitüde missverstanden. Das hinderte ihn nicht daran, auch da ganz in Luxemburgischer Denk- und Kampftradition, der Linkspartei manche Wahrheit ins Stammbuch zu schreiben, auf dass sich ihr Einfluss auf die Wähler verstärke. Es sei hier auf seine Überlegungen über die politische Dimension von Stimmungen verwiesen. Souverän sei, wer über den Thymos, die Stimmungslage, einer Kultur verfüge. Die Linke müsse wieder Hegemon über die moderne Kultur werden. Aktuell seien aber thymotische Defizite linken Denkens nicht zu übersehen. »Man nimmt die Stimmungen aus ... dem Untergrund, der schweigenden Mehrheit, dem Rand der Gesellschaft nicht wahr, will sie nicht wahrhaben und glaubt, sie allein mit Verstand in den Griff zu bekommen. Das kann nicht funktionieren, wie schon Spinoza und im Anschluss daran Helmut Seidel immer wieder erinnerte, weil ein Affekt nur durch einen stärkeren Affekt beherrscht werden kann.« Die Linke suche ihre Programmatik zu einseitig auf der kognitiven Ebene, über die Ratio, zu vermitteln. Indem sie die Erkundung und Berücksichtigung der Gefühle, der Stimmungen, der Sehnsüchte und Hoffnungen der Menschen vernachlässige, treibe sie auch bisherige

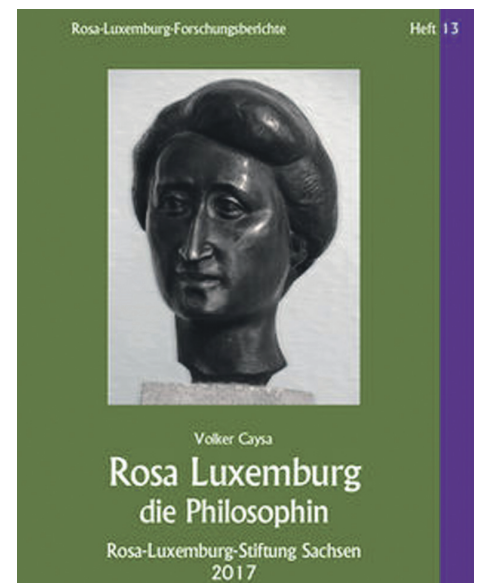


* 24. Juni 1957 – † 3. August 2017

Parteiläufer und Sympathisanten neoliberalen, rechtskonservativen Alternativen zu Linke Thematisierung von Stimmungen dürfe daher nicht als Populismus oder gar als mit materialistischem Denken unvereinbar denunziert werden.

Volker Caysa hat das Unabgeholte im Leben und Werk Rosa Luxemburgs so tief-schürfend und eindrucksvoll beschrieben wie nur wenige. Nun ist es an uns, sein philosophisches und politisches Erbe anzutreten.

Wulf Skau



Volker Caysa: Rosa Luxemburg – die Philosophin. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2017. 88 S. (Rosa-Luxemburg-Forschungsberichte. Im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen hrsg. von Klaus Kinner und Manfred Neuhaus. Heft 13). ISBN 978-3-947176-00-1. 2,50 EURO

Libeskind, Hadid & Co.

Es ist schon einzigartig, welche Kompetenz in Fragen der Architektur sich auf einem ehemaligen Brauereiareal im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg so versammelt hat. Da ist zum einen das privat finanzierte Museum für Architekturzeichnung von Sergei Tchoban und zum anderen das gleichfalls auf Privatinitiative entstandene Aedes-Architekturforum. Ersteres – das Museum – ist ein schmaler, eleganter, kubistisch anmutender, mit stark vergrößerten Fragmenten architektonischer Skizzen verzierter, schmaler Bau (2013), angeschmiegt an ein bestehendes Gründerzeithaus. Mit holzvertäfelter Bibliothek, Ausstellungsräumen und einem wunderbaren kleinen Ruheort mit Sitzbank, Tisch und Ausstellungskatalogen garniert mit einem bezaubernden Blick auf das sich stets wandelnde und agile Berlin. Der in Leningrad, so hieß es in fernen Zeiten noch, geborene Sergei Tchoban ist gefeierter Architekt, vom Jüdischen Kulturzentrum nebst Synagoge in Berlin (2007) bis hin zur Zentrale der Bank Sankt Petersburg (2011) und ist zugleich ein Doyen der Architekturzeichnung. Seiner Sammelleidenschaft hat er mit dem eigens errichteten Museum einen permanenten Ort und den vielen hochkarätigen Wechselausstellungen eine Heimstatt auf Zeit gegeben. So auch der aktuellen Schau mit Zeichnungen und Entwürfen unter anderem von Daniel Libeskind und der irakisch-britischen, 2016 im Alter von 65 Jahren verstorbenen Zaha Hadid: »Gezeichnete Welten. Alvin Boyarsky und die Architectural Association« Zaha Hadid, der weibliche Stern am Architekturmilieu leuchtet heute noch mit dem Rosenthal Center for Contemporary Arts in Cincinnati (2003), dem Zentralgebäude im BMW-Werk Leipzig (2004) und den futuristischen Bahnhöfen für die Innsbrucker Hungerburgbahn (2008). Zweiteres – das Forum – ebenfalls eine Oase, ein kleines Café, draußen ein paar Tische und Stühle, vor dem Eingang zwei Holzfässer mit blühenden Hortensien, drinnen ein modernes Ausstellungsareal mit High-Tech-Konferenzraum. Das Aedes-Architekturforum wurde 1980 in Westberlin von Kristin Feireiss und Helga Retzer als erste private Architekturgalerie Europas gegründet und ist heute ein internationaler Begegnungsort für alle Architekturinteressierten, von den Studierenden bis zu vielen Stararchitekten. Und genau dieser genius loci ist die Bühne an einem heißen Julisommertag für eine brillante Auseinandersetzung mit der Frage, wie das Verhältnis zwischen gezeichneter und gebauter Architektur auszutarieren ist. Ist die Architekturzeichnung in die Welt der Kunst zu verorten oder ist sie nur ein pro-

fanen Arbeitsmittel, ein Arbeitsschritt. Zwischen diesen Positionen mäandert die Debatte und man sieht einen aufgeräumten und aufgeweckten Daniel Libeskind, einen unterhaltsamen New Yorker, seine Argumente in die Wogen werfen. Der 1946 in Polen geborene und seit 1960 in den USA lebende Stararchitekt, mit einem Berliner Intermezzo von 1989 bis 2003, hat niemals dran geglaubt, dass eine Zeichnung ein Gebäude repräsentiert. Er sieht die Zeichnung als eigenständiges Kunstwerk und verweist auf zwei Bände voller Entwürfe, die er angefertigt hat. Lächelnd bemerkte er, dass er Ausstellungen hatte, bevor ein Haus gebaut wurde. Er ist von der Zeichnung, von der Architekturtheorie kommend erst spät zum Praktiker geworden ist, hat 1987 sich erstmals an einem Bauwettbewerb beteiligt und gleich einen ersten

Preis gewonnen. Sein erstes Architekturbüro eröffnete er 1989 im wilden Berlin. Aber so fulminant, als ob sich das Erfolgsmagma aufgestaut und nun wie ein Vulkan ausgebrochen ist. Der Akt des Zeichnens – »niemand könne sagen, woher die Zeichnung kommt« – ist etwas Geheimnisvolles, wenn man Daniel Libeskind genau zuhört. Es ist etwas Mystisches, meint der weltberühmte Architekt, der sich mit dem Jüdischen Museum (1999) in Berlin und dem Contemporary Jewish Museum (2008) in San Francisco einen Namen gemacht hat. In Sachsen kennt man vor allem seinen genial-radikalen, verstörend-nachdenklichen Eingriff in den Hauptbau des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr (2011) in Dresden. Daniel Libeskind spricht enthusiastisch von dem »Wunder der Zeichnung« und geht bis auf Bernini und Michelangelo zurück. Es ist der Geist, der »Spirit«, der mit der Architekturzeichnung verbunden sei. Alles komme von der Grafik und er habe seine letzten Gebäude sämtlich mit der Hand entworfen. Erst der Stift, dann der Computer – so könnte man zusammenfassen. »Das ist die Freiheit: Nimm einen Stift und Papier oder eine Mauer.« Und er wird existenziell: »Die Zeichnung ist auch die Chance zum Scheitern.« Und beinahe still: »Zeichnung ist Poesie.« Hier kreuzt sich das



Daniel Libeskind in Berlin beim Museum für Architekturzeichnung und Architekturforum Aedes. Foto: Daniel Merbitz

Wort mit dem Zeichenstift. Er beschreibt die Magie der Zeichnung als »Poesie der Imagination.« Sätze, die wie Monolithe in die Diskussionslandschaft gesetzt sind. Prägend, apodiktisch und herausfordernd zugleich, mit einem narrativen Talent vorgetragen. Gute Zeiten seien immer die, wo er Zeichnen konnte – und doch ist er immer bodenständig geblieben in seiner Sicht der Dinge, in die Einsichten der Notwendigkeiten. Daniel Libeskind bricht es für die Jugend herunter: »Du kannst Arbeiten im Büro und wirst bezahlt oder du zeichnest.« Und als Tipp für die Studierenden gibt er mit auf den Lebensweg: »Du brauchst ein paar Bücher und musst reisen!« Er, der im Zwiegespräch ruhige und sehr höfliche Feingeist, hat seine Quellen in der Musik. Als ich unsere Zeitung und mich kurz vorstellte, sprudelte bei meinem Wort »Leipzig« seine Leidenschaft für die Musik und für Johann Sebastian Bach aus ihm heraus: Er sei öfters in Leipzig, auch zum Bach-Fest. Seine Zeichnungen seien wie Musik, stelle ich fest, er nickt: »Thats it!« Schließlich sei er ausgebildeter Musiker. Vielleicht ist die Erklärung des Zaubers der Architekturzeichnung in diesem einen Satz von Daniel Libeskind gegossen: »Ich kann es nicht erklären.«

Daniel Merbitz

O'zapft is!

Nur wenige Stunden nach dem Bierfassanstich auf der Münchner Wiesn startet das Schauspiel Leipzig mit einem auf dem Oktoberfest verorteten Stück in die neue Spielzeit: »Kasimir und Karoline«. Ödön von Horvath (1901-1938) hat die Gesellschaft der Endzeit der Weimarer Republik gut analysiert: Massenarbeitslosigkeit, Desillusionierung, Vergnügungssucht und eine ihre gesellschaftliche Stellung ausnutzende Schicht der Herrschenden.

Zuletzt hatte dieses an die Volksstücktradition anknüpfende süß-saure Gesellschaftsdrama seine Premiere im Leipziger Schauspielhaus im Jahre 1999: plüschig und abgründig inszeniert von Michael Thalheimer und mit einer exzellenten Isabel Schosnig und einem Maßstäbe setzenden Christoph Hohmann in den Hauptrollen.

Regisseur und Intendant Enrico Lübke setzt im Jahr 2017 – 85 Jahre nach der Uraufführung in Leipzig – auf Kantine statt Karussell. Keine Tänze, keine fröhliche Musik, kein Festreiben illustrieren die seelischen Abgründe der Protagonisten. Vielmehr verdichtet Enrico Lübkeammerspielartig die Konflikte, entzerrt die Räume. An der trüben Wand schreit das Menetekel »Morgen werden wir alle fliegen«, damit ist nicht allein die Zeppelin-Euphorie gemeint, als Chiffre für den Technikglauben, sondern wohl eher die Arbeitsmarktrealitäten im heutigen Millionenbereich.

Der frisch arbeitslose Kasimir und die melancholisch-romantische Karoline treiben beziehungstechnisch in die Katastrophe, eingeraht von einem 1920er Jahre Interieur mit grün-kalkweißen Wänden, Barhockern und Sesseln im Bauhausfunktionalismus, einem Boxautomaten als Reminiszenz an das Oktoberfest, dazu ratternde U-Bahnen durch Licht und Donner angedeutet.



Foto: Rolf Arnold / Schauspiel Leipzig

Der Abend ist gelungen und zugleich ambivalent, einerseits überzeugt die Idee, Volksstück und Kolorit abzustreifen und den Trubel zu verbannen, um die Handlung zu einem Kammerstück zu destillieren, andererseits sind einige Szenen zu zäh und die Hauptrollen müssen aufpassen, dass sie nicht von den Nebenrollen an die Wand gespielt werden, wie zum Beispiel durch Kommerzienrat Rauch, gespielt von Roman Kaminski, einer Schauspiellegende mit Stationen vom Deutschen Theater, über die Wiener Burg bis zum Berliner Ensemble. Ein fellineskes Skurrilitätenkabinett gibt Ahnung vom Wiesn-Treiben, steht jedoch mehr für das böse Zurschaustellen von Schwachen. Ohne soziale Medien zu buchstabieren, ist die Botschaft wohl zu hören.

Kasimirs Frage »Bist du eine wertvolle Frau?« ist das treibende Element, die Herausforderung für Karolines Gefühlshaushalt. Sie kann das Private vom Dienst trennen, Kasimir, der Entrechtete kann es nicht, zu tief sitzt das Erfahrene, der Verlust des Arbeitsplatzes.

Daniela Keckeis überzeugt als Karoline: Sie ist

der eisschleckende Ruhepol, die sich den Provokationen durch Kasimir kaum erwehrt und nur langsam in die Arme eines anderen Mannes gleitet.

Wenzel Banneyer ist der haargelbarte Stänkerer, der sozial Ausgegrenzte, der überall gleich vorab bezahlen muss, bis das Geld alle ist. Stark: Andreas Keller als Landgerichtsdirektor Speer, Michael Pempelforth als Schürzinger und Felix Axel Preißler als Merkl Franz. Roman Kaminski sowieso.

Das Glasharfenspiel (Philipp Marguerre) statt Tanzmusik passt in das Inszenierungskonzept, psychedelisch aufgeladen, unterstreicht es den düsteren Charakter des Sozialdramas, welches als Beziehungspsychogramm eingekleidet ist.

Fazit: Enrico Lübke beweist meisterhaft, dass ein guter Theaterabend ohne Nebelorgien, Blendlicht, Schrottvideos, Technobeats und Theaterblutströme funktioniert. Ein wahres Saisoneroöffnungsfest: O'zapft is!

Daniel Merbitz

Achterbahn der Gefühle



Lea Grundig »Hexentanz«, 1941, Museum der bildenden Künste Leipzig Foto: MdbK

Es ist immer wieder erstaunlich, wie Kunst durch unterschiedliche Betrachter wahrgenommen werden kann.

Werfen wir einen Blick ins Leipziger Museum der bildenden Künste und schauen in die Kabinettausstellung »Die Künstler in der Fremde«.

Der Start gelingt mit der Kommunistin Lea Grundig und ihren mahnenden Zeichnungen. Erstmals seit über vierzig Jahren zeigt das Museum wieder ihre Kunst unter dem Kapitel »EXIL«. Lobenswert! Unter dem Titel »REISE« werden dann Landschaftszeichnungen von Carus bis Klinger gezeigt. Fernweh! Die letzte Station, »INNERE EMI-

GRATION« mit Werken von Gerhard Altenbourg bringt den Absturz. Davon will man aber auf Nachfrage beim Museum nichts wissen: »Da Gerhard Altenbourg nicht als Künstler des DDR-Widerstandes bezeichnet werden kann und sich auch nie selbst so gesehen hat, war die Verbindung der Themen »Widerstand im Nationalsozialismus« und »Widerstand in der DDR« zu keiner Zeit Konzept der Ausstellung.« Es zeigt sich also eine Achterbahn der Gefühle, getragen von Euphorie und Freude, aber auch von Unverständnis.

Lavinia Hudson

Ergreifender, beglückender Bruckner Blomstedt fasziniert mit Uraufführungen von einst

Von den zahlreichen Uraufführungen des Gewandhausorchesters kommt jener der siebenten Sinfonie Anton Bruckners unter Arthur Nikischs Leitung 1884 im Opernhaus besondere Bedeutung zu: Sie verschaffte dem bis dahin in seiner österreichischen Heimat verkannten, ja verspotteten Komponisten die ihm gebührende Anerkennung und öffnete ihm den Weg in die deutschen Konzertsäle.

Hört man das Werk so vollendet wie vom Gewandhausorchester unter Herbert Blomstedt, könnte man denken, Bruckner habe es speziell für dieses Orchester geschaffen. Doch haben die Gewandhauskapellmeister mit den Sinfonien Bruckners den ganz eigenen Klang des Orchesters ausgeprägt. Die Aufnahmen der neun (von Bruckner als gültig anerkannten) Sinfonien unter Blomstedts Leitung dürfen als bisheriger Höhepunkt der Bruckner-Interpretation bezeichnet werden. Die diesmalige Aufführung darf man mit ihrer geistigen Durchdringung, ihrem von Anfang an spannungsgeladenen bis zum grandiosen Finale klug gesteigerten Aufbau und ihrer wunderreichen Klangkultur als bisherigen Höhepunkt der Bruckner-Interpretation des Gewandhausorchesters bezeichnen.

Zugunsten dieses Gipfelwerkes und seiner vollendeten Wiedergabe kann auf die anderen Werke der ersten beiden der vier »Uraufführungskonzerte« nur kurz eingegangen werden. Vor dieser »Siebenten« gab Felix Mendelssohn Bartholdys Violinkonzert e-Moll mit dem großartigen Solisten Leonidas Kavakos den besinnlich heiteren Auftakt. Das Eröffnungskonzert der Jubiläumsspiel-



Herbert Blomstedt & Gewandhausorchester (2016)

Foto: Jens Gerber/Gewandhaus

zeit des im März 2018 seinen 275. Geburtstag feiernden Orchesters gab eingangs mit Robert Schumanns musikantischem Konzertstück für vier Hörner und Orchester den Gewandhaushornisten Bernhard Krug, Jan Wessely, Jochen Pleß und Juliane Grepling willkommene Gelegenheit, mit ihrem Können zu glänzen. Mit Mendelssohns Sinfonie-Kantate »Lobgesang« bewies Herbert Blomstedt, wie auch ein im Verhältnis zu Bruckners Sinfonie weniger dicht gearbeitetes Werk durch konzentrierte Wiedergabe starke Eindrücke erwecken kann.

Schließlich bleibt über eine Seltenheit zu berichten. Anlässlich einer Tagung der Internationalen Siegfried Wagner Gesellschaft

Bayreuth in Leipzig führten die Sopranistin Rebecca Bromberg und der Pianist Ulrich Urban in einem Konzert in der Alten Handelsbörse Szenen aus Opern Siegfried Wagners und den Schluss der »Götterdämmerung« Richard Wagners mit während der Komposition gestrichenen, auf Wunsch »Ludwig II.« nachkomponierten, für die Aussage des Werkes wichtigen Verszeilen auf. Die Ausschnitte aus Opern Siegfried Wagners und die vorgelegte DVD der Oper »An allem ist Hütchen schuld« sollten anregen, mit dem Blick auf den 150. Geburtstag des Komponisten am 6. Juni 2019 auch in Leipzig ein Werk des Wagner-Sohnes aufzuführen.

Werner Wolf

10 Jahre Radsportmuseum »Course de la Paix«

Deshalb feiern die Erbauer gemeinsam mit ehemaligen Teilnehmern des »Course de la Paix« am 24. November 2017 in der Gemeinde Bördeland OT Kleinmühligen.

Das Museum öffnet an diesem Tag um 13:00 Uhr.

Am Abend beginnt die Feier um 18:00 Uhr gemeinsam mit vielen weiteren Radsport- und Museumsfreunden im Kleinmühliger Sportzentrum.

Einlass ist dort ab 17:00 Uhr.

Für Speisen und Getränke ist gegen ein geringes Entgelt gesorgt.

So nah kommt man selten an die ehemaligen Friedensfahrtteilnehmer heran.

R. Fiebelkorn

